

Die Grundlegung der deutschen Kultur durch die Benediktiner

Von Friedrich Zoepfl, Dillingen

ETWA ZWEIHUNDERT Jahre nach St. Benedikts Hingang wurde den Klöstern des ostfränkischen Reichsteils durch kirchliche und staatliche Verordnung die Annahme seiner Regel zur Pflicht gemacht. Das war ein Zeichen des hohen Vertrauens, das man auf dem Boden des nachmaligen Deutschen Reiches der Regula sancta entgegenbrachte. Für den Benediktinerorden bedeutete diese Auszeichnung eine Verpflichtung gegenüber dem Volk, in dessen Mitte er sich entfalten sollte. Der Orden hat diese Verpflichtung von der ersten Stunde an bejaht und tätigen Anteil am deutschen Schicksal und vor allem an der Gestaltung des deutschen Kulturlebens genommen. Art, Ausmaß und Tiefe der benediktinischen Kulturarbeit unterlagen allerdings im Laufe der Jahrhunderte mannigfachen Wandlungen. Wegzudenken und wegzureden ist der benediktinische Einschlag im deutschen Kulturleben aber aus keiner Zeit, vor allem nicht aus den ersten Jahrhunderten der deutschen Geschichte. Die Benediktiner sind es gewesen, die auf deutschem Boden zuerst die Saat einer höheren Kultur ausgestreut und in ihrem Aufkeimen gehegt haben.

Nichts ist dem heiligen Benediktus allerdings ferner gelegen als eine Kulturvereinigung zu gründen, Kulturträger heranzubilden und in die Welt zu senden. Gott war ihm das Gut aller Güter, Gott zu suchen und ihm zu dienen sein tiefstes Anliegen. Dem Auge, das den Schöpfer schaute, erschien, wie Gregorius d. Gr. vom Heiligen sagt, alle Geschöpflichkeit klein und unbedeutend. Auch die Jünger, die sich um ihn scharten, sollten ihre Lebensaufgabe nicht in einer berufsmäßigen Wirksamkeit nach außen sehen, sondern im „servitium dominicum“, im Lob Gottes. Der gegen die Welt abgeschlossene Klosterbereich sollte ihr Lebensbezirk sein. Gleichwohl hat sich Benedikts Stiftung zu einem Kulturorden entwickelt. Das aber nicht im Widerstreit mit der Regel, sondern in naturgemäßer Entfaltung der Kräfte, die sie durchwalteteten.

Benedikts Regel war der getreue Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit. Er aber war, sehr im Gegensatz zu den östlichen Anachoreten, ein Mann von Kultur, Sproß einer adeligen Familie, geistig gebildet, frei von weltverachtendem Fanatismus und angstvollem Dualismus, zu tiefst überzeugt von der Kraft des Geistes, der imstande ist, das Naturhafte zu veredeln und höheren Zwecken dienstbar zu machen, ein Mann von Beherrschtheit, Ausgeglichenheit, Gesittung, Ordnung. Wenn er das „servitium dominicum“, das Gotteslob, sich und seiner „militia“ zur Lebensaufgabe machte, so sollte auch hier, ja hier, dem höchsten Herrn gegenüber, erst recht Ordnung, Maß, Würde herrschen. Nicht Gebet in einem fort, wie es sich die

östlichen Mönche bisweilen auferlegten, nicht Gebet auch bei der schmutzigsten und zerstreuesten Arbeit. Gebet zu der Stunde, da es die Kirche zu ihren Tagzeiten vorschreibt, dann aber mit ganzer Anteilnahme, vollem Verständnis und höchster Feierlichkeit — Kultur des gottesdienstlichen Geschehens, religiöse Kultur!

Was aber in den Stunden, die nicht dem „servitium dei“ im engeren Sinn, dem liturgischen Gebet gewidmet sind? Benedikt weiß, daß Beschäftigungslosigkeit die Pforte ist, durch die der Widersacher Gottes ins Kloster und in die Seele eindringt. Daher in den vom gemeinsamen Gebet freien Stunden Arbeit, Arbeit für alle, für Abt und Mönche, für Körper und Geist. Aber wirkliche Arbeit, nicht bloß Beschäftigung, Arbeit, die Ziel und Nutzen hat, Arbeit für die klösterliche Gemeinschaft, die von Benedikt als wohlgeordnete Familie gedacht und aufgebaut ist. Eine geordnete Familie lebt nicht von der Hand in den Mund, rechnet nicht mit Zufall und Wunder. Sie stellt sich bei allem Glauben an Gottes Vatergüte auf sich selbst, sie verläßt sich nicht auf die anderen; zu den „anderen“ soll ja der „monachus“ nur die unerläßlichsten Beziehungen unterhalten. So müssen die Mönche ihre Felder mit eigener Hand bestellen, ihr Getreide in eigener Mühle mahlen, ihr Essen selbst bereiten, ihre Kleider, Schuhe, Gerätschaften selbst herstellen, ihre Kirchen und Zellen selbst bauen und instand halten. Und alles soll in würdigem Zustand sein, auch das Äußere des Mönches. So wird jeder Mönch zum Kulturarbeiter und jedes Kloster zur Stätte zweckvoll geordneter Kulturarbeit. Doch auch der Geist bedarf der Tätigkeit. So soll sich der Mönch zu gewissen Stunden und Zeiten in die biblischen Schriften und in die Weisheit der Väter versenken, soll ihren Gedanken nachsinnen, sein Inneres ständig bereichern. Dazu bedarf es aber der Bücher; denn nicht über jeden kommt im Sturm der Geist. So hat das Kloster an eine Büchersammlung zu denken, die um so größer sein muß, je mehr sich der Konvent weitet. Die Mönche müssen sich also dem Abschreiben der Bücher widmen, und da die für den Gottesdienst bestimmten Bücher ganz besonders würdig ausgestattet sein sollen, muß der Mönch zeichnen und malen lernen. Das Kloster wird damit von selbst zur Stätte geistiger und künstlerischer Kultur, und zwar edelster, höchster Kultur. Denn alles, was Hand und Geist des Mönches planen und schaffen, ist auf ein überpersönliches Ziel hingeeordnet, auf das höchste Ziel, das es für einen Menschen geben kann, auf die Ehre Gottes. „Ut in omnibus glorificetur deus“ ist das Grundgebot benediktinischer Lebensführung.

So ist das Benediktinerkloster aus innerem Antrieb in die Kulturarbeit hineingewachsen. Immerhin blieb die Kultur-tätigkeit der Benediktiner zunächst auf ihr Kloster begrenzt. Da erging (596) an die Mönche des römischen Klosters St. Andreas der päpstliche Auftrag, nach der britischen Insel zu segeln und den heidnischen Angelsachsen die Botschaft des Heils zu verkünden, Missionsarbeit zu übernehmen. So ward, zunächst im Missionsgebiet, ein Tor gegen die Welt hin aufgemacht und durch dies Tor strömte die reiche Fülle kultureller Werte, die sich in den Klöstern angesammelt hatte, zu den Menschen in der Welt. Der Sendbote des Glaubens wurde zum Lehrer der Kultur, jener Kultur, die sich in der Stille der Klöster aus antikem Erbe und

christlichem Gedankengut zu einer Einheit von überzeitlicher und über-räumlicher Größe geformt hatte, der im besonderen Sinne abendländischen Kultur.

Aus den angelsächsischen Klöstern aber ging die Mehrzahl jener Männer und Frauen hervor, die im Laufe des 8. Jahrh. den Völkerschaften des späteren „*regnum Theutonicorum*“ die Botschaft vom Kreuz brachten, Willibrord, Bonifatius, Willibald, Wunibald, Lullus, Wigbert, Walpurgis, Lioba, Thekla. Auch Pirminius, den das Westgotenland nach Alamannien entstandte, war Benediktiner. Daß diese Männer Träger einer höheren Kultur waren, kam ihrem missionarischen Wirken außerordentlich zustatten. Wohl waren die germanischen Stämme keine kulturlosen Wilden, auch nicht die Friesen und die Sachsen. Ein Teil dieser Völkerschaften siedelte zudem auf altem, ehemals römischem Kulturboden. Aber die Germanen sahen, daß Willibrord, Bonifatius und ihre Gefährten ihnen an Wissen, an Können, an innerer und äußerer Haltung weit überlegen seien. Also, schlossen sie, müssen sie auch tieferen Einblick haben in die Welt, die ihnen selbst so dunkel und unheimlich war, in die Welt des Jenseits; und die Sicherheit ihres Auftretens muß begründet sein in einem Auftrag, der von höherer Macht ausging als von den Göttergebilden, deren Dasein ihnen selbst bereits fragwürdig geworden war. Wohl war das Auftreten dieser Männer, ihr Wissen, ihre gottesdienstliche Sprache, ihre Lebensart fremdartig — die Neuzeit hat abfällig vom Eindringen des Romanismus in die deutsche Gedankenwelt gesprochen und die benediktinischen Missionäre zu den ersten Urhebern einer „Entartung“ der germanischen Vorstellungs- und Gefühlswelt machen wollen. Allein was neu und fremd war, das erschien dem Germanen deshalb durchaus nicht schlechter. Im Gegenteil, es reizte das Auge und den Geist zu einer Auseinandersetzung. Und hatten diese schwarzen Mönche nicht manches an sich, was den Germanen vertraut vorkam, ihren eigenen Vorstellungen und Gewohnheiten entsprach? Man hat schon längst, so Montalembert, darauf aufmerksam gemacht, daß Verbindungsfäden vom germanischen Gesellschaftsgefüge zur benediktinischen Verfassung laufen. Wahlkönigtum und Wahlhergang entspreche der Abtwahl, der Rat der Fürsten der gemeinschaftlichen Beratung zwischen Abt und älteren Brüdern; der Familien- und Sippensinn der Germanen habe sich im familienhaften Aufbau des benediktinischen Klosters leicht zurechtgefunden; wenn das deutsche Benediktinerkloster der Frühzeit nur Freie aufnahm, wenn das Gehorsamsgelübde nicht bedingungslos abgelegt wurde, so konnte der Germane hier die Wertschätzung der persönlichen Freiheit bestätigt finden, die ihm selbst über alles ging. Eine engere Verbindung zwischen den angelsächsischen Missionären und der deutschen Bevölkerung war schließlich hergestellt durch das Wissen um die Gemeinschaft der Abstammung und der ursprünglichen Heimat.

Das Vertrauen, das ihnen auf deutschem Boden anfangs zögernd, aber zunehmend williger und wärmer entgegengebracht wurde, erwiderten die Benediktiner mit treuester Hingabe an ihre Sendung, die sich von der missionarischen mehr und mehr zur kulturellen verlagerte. Es stellten sich in den auf die Bekehrung folgenden Zeiten dem kulturellen Wirken der Benediktiner nicht wenige *Hindernisse* in den Weg, äußere und innere.

Die politischen Wirren nach dem Hingang des großen Karl, die Plünderungszüge der Normannen und Ungarn im 9./10. Jahrhundert, die Säkularisationen verschiedener Herrscher, vor allem des „bösen“ Arnulf, der seine bayerischen Klöster, Tegernsee, Münchsmünster u. a., übel hernahm, später die jahrelangen Investitorkämpfe — all das setzte den meisten deutschen Klöstern hart zu und lähmte ihre kulturelle Kraft, wenn es ihnen nicht überhaupt das Leben nahm. Innermonastische Gewissenserforschungen, wie sie die Reformen von Aniane und Cluny darstellten, brachten ebenfalls Stockungen in den Fortgang des kulturellen Wirkens, wenn man die durch diese Bewegungen ausgelösten Krisen auch nicht übertreiben darf. Wissen wir doch, daß Benedikt von Aniane in den späteren Jahren seines Wirkens ein nicht weniger eifriger Geistesmann wie Aszet war, daß er die Bücherei seines Klosters vermehrte, seine Mönche unterrichten ließ, für den Schmuck des Gotteshauses sorgte. Und schließlich hat gerade die Wiederbelebung des monastischen Gedankens durch ihn in manchem Kloster, so in St. Gallen, auf der Reichenau, den Eifer, in den Schriften der Väter zu forschen, mächtig angefacht. Wenn dann die *Casus sancti Galli* wehmütig den vorkluniazensischen Zeiten nachjammern, als habe damals ein viel froherer, kulturfreundlicherer Geist im Kloster gewaltet, während nun das Kopfhängen die große Tugend sei, wenn die teilweise leidenschaftliche Anteilnahme der Kluniazenser und Hirsauer an den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen die Sammlung in den klösterlichen Schulen und Schreibstuben störte, wie zu des Anianers Zeit befruchtete in vielen deutschen Klöstern, so in Hirsau, Tegernsee, St. Emeram, Hersfeld, die kluniazensische Erneuerung doch den wissenschaftlichen Eifer. Und was die kluniazensische Betonung des liturgischen Lebens für die Kunst zu bedeuten hatte, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Vor allem aber, die Zahl der Klöster stieg unter dem Einfluß der kluniazensischen Bewegung, die ja auch die Laienwelt erfaßte und zu Neustiftungen veranlaßte, gewaltig an. Während in dem Halbjahrhundert der Regierung Karls des Großen im Raum des ostfränkischen Reiches etwa 20 Klöster gestiftet wurden, im 9. Jahrh. etwa 60, entstanden im 11. Jahrh. auf deutschem Boden 75 neue Abteien, 18 allein im letzten Jahrzehnt. Auch die einzelnen Klöster hatten einen ungewöhnlichen Zugang zu verzeichnen. Tegernsee, das um 825 gegen 150 Mönche beherbergte, hatte um die Jahrtausendwende gegen 200, Reichenau im 10. Jahrh. 90 bis 120, Hirsau und Prüm im 11./12. Jahrh. gegen 300. In Kloster Michelsberg (Bamberg) stieg die Zahl der Mönche unter dem aus Hirsau berufenen Abt Wolfram (1112—1123) von 20 auf 70 an.

Klöster wie die genannten oder wie Niederaltaich, St. Gallen, Einsiedeln, Melk, Echternach, Fulda, Korvey, Hersfeld waren daher nicht bescheidene Anlagen, die in der Weite der Landschaft verschwanden. Sie wurden, namentlich dann, wenn sie auf Höhen lagen, zu beherrschenden Mittelpunkten und bestimmten somit auf Jahrhunderte hinaus, teilweise heute noch das Bild der deutschen Landschaft. Durch die Benediktiner und ihre wirtschaftliche Tätigkeit erhielt der deutsche Boden in der Zeit vom 8. bis 12. Jahrh. erst das Gesicht einer Kulturlandschaft. Denn nicht an den belebteren Plätzen ließen sie sich nieder, sondern mit Vorliebe in Gegenden, die nicht oder nur schwach besiedelt waren. Gemäß altem Herkommen wollte sich die Klosterfamilie mit allem, was zum Leben und zur

Erfüllung der monastischen Aufgabe notwendig war, selbst versorgen. Um Wiesen- und Ackerland zu gewinnen, wurden daher die Wälder im Umkreis des Klosters gelichtet, Sümpfe entwässert, Fischteiche angelegt, Salzquellen ausgewertet, Zufahrtswege gebaut, Brücken geschlagen. Widmeten sich die Mönche der Kultivierungsarbeit zunächst selbst, so setzten sie mit der Zeit hörige Leute, die dem Kloster oder, um in der Sprache der Zeit zu reden, dem Schirmheiligen des Klosters geschenkt worden waren, in Wald- und Moorgegenden an und ließen durch sie neues Gebiet in ertragsfähiges Kulturland umwandeln. Zahlreiche Dörfer — man denke nur an die vielen Zell-Orte — sind in benediktinischem Rodungsauftrag entstanden. In reichem Maß vergalt das Kloster auf solche Weise der Allgemeinheit die Landschenkungen, die ihm gemacht worden waren. Unvergängliche Verdienste haben sich Klöster wie St. Gallen, Einsiedeln, St. Blasien, Tegernsee, Benediktbeuern, Wessobrunn, Rott a. I., Münchsmünster, Nieder- und Oberaltaich, Metten, Staffelsee, Kremsmünster, Garsten, Admont, um nur einige zu nennen, um die erstmalige wirtschaftliche Erschließung und Kolonisierung der deutschen Landschaft erworben. Ohne die planmäßige und zähe Kulturarbeit der Klöster wäre weites deutsches Land noch auf Jahrhunderte hinaus Wildnis geblieben.

Den Klöstern, denen die Erfahrung von Generationen und von fortgeschrittener Kulturarbeit zu Gebote stand, verdankte auch die landwirtschaftliche Erzeugung wesentliche Verbesserung und Bereicherung. Die gottesdienstlichen oder klösterlichen Bedürfnisse veranlaßten die Mönche, es mit Weizen- und Weinbau zu versuchen, Bienen zu züchten, Gemüse, Hülsenfrüchte, Heilkräuter zu ziehen, Baum- und Blumengärten anzulegen. Wir spüren heute noch die Freude, die man im Kloster am wohlgepflegten, düftreichen Gärtlein empfand, in den köstlichen Schilderungen, die uns die Reichenauer Mönche Walahfrid Strabo und Purchard vom „Hortulus“ ihres Klosters entwerfen. Keinem höheren Gast, der das Kloster besuchte, werden sie die Freuden, die ihnen ihr Gärtlein bot, vorenthalten haben; in manchem Herrn wird dabei die Lust erwacht sein, ein solches Paradies auch bei seiner unwirtlichen Burg zu haben. Auch technische Verbesserungen, wie die Wassermühle, haben sich vornehmlich über die Klöster in Deutschland eingebürgert. Desgleichen war in den klösterlichen Werkstuben mancher neue Handgriff zu sehen. In der Woll- und Leinenverarbeitung war die klösterliche Wirtschaft der einheimischen Spinnerei und Weberei beträchtlich überlegen.

Mit der Zeit erzielten die Klöster aus ihrer Wirtschaft Überschüsse, die sie dann auf den Binnenmarkt oder sogar ins Ausland brachten. Kraft königlicher Verleihung erhielten viele Klöster das Recht, Märkte zu errichten. So erwarb Lorsch Marktrechte in Bensheim, Wiesloch, Stein a. Rh., Weinheim, Oppenheim; St. Gallen erhielt Marktrecht in Rorschach, Reichenau in Allensbach, Niederaltaich in Hengersbach, Fulda beim Kloster selbst. Viele dieser Märkte entwickelten sich zu Markt- und Stadtorten; die meisten altbayerischen Märkte verdanken so dem benediktinischen Handel ihr Entstehen. Der Verkehr belebte sich.

Getreu der Weisung ihrer Regel nahmen sich auch die deutschen Benediktiner mit aller Liebe der wachsenden Zahl der Wanderer, Pilger und Gäste an. Der aus dem Anfang des 9. Jahrh. stammende, vielleicht

in Reichenau gefertigte Bauentwurf für St. Gallen sieht bereits ein Gästehaus und eine Pilgerherberge vor. Auch Spitäler und Siechenhäuser entstanden bei Klöstern. St. Gallen hatte bereits unter Abt Otmar (gest. 759) neben einem allgemeinen Spital ein „hospitiolum“ für Leprosen. Prüm unterhielt ebenfalls schon im 8. Jahrh. für 12 arme und kranke Leute ein Hospital, das seine Aufwendungen aus den Erträgen eines Gutes (Wettelsdorf) deckte. Als eine ihrer heiligsten Pflichten erachteten es die frühmittelalterlichen Klöster, das Los der Armen zu erleichtern. Vor der Verpflichtung, den nackten und darbenden Herrn Christus vor der Klosterpforte nicht verkommen zu lassen, hatte nach einem prächtigen Wort des Abtes Thiofrid von Echternach sogar die Sorge für die „Gloria Dei“ im Gotteshaus zurückzutreten. 200 Arme wurden täglich in Hirsau an der Klosterpforte beschenkt; an besonderen Tagen, so am Fastnachtdienstag, am Gründonnerstag, durften sich 900 Arme je ein Pfund Speck und 2 Pfund Brot holen. Besonders bekannt durch ihre Freigebigkeit waren die Schottenklöster. Und wenn Hrabanus Maurus in seiner erzbischöflichen Zeit während der Teuerung des Jahres 850 täglich 300 Hungernde an seinem Tisch speiste, so setzte er hier eine Übung fort, in die er in der Schule seines Meisters Benedikt hineingewachsen war. So viel man von neuzeitlicher planvollere Wirtschaftsgesinnung her auch gegen die beinahe grenzenlose Wohltätigkeit der Klöster einwenden mag, wir möchten in der Geschichte der deutschen Benediktinerklöster diesen Zug doch nicht missen. Anders als durch Liebe, die sich verschenkte, die nicht einmal der hungernden und frierenden Vöglein vergaß (Wilhelm von Hirsau), war damals den sozialen und wirtschaftlichen Nöten nicht beizukommen. Und besser ist immer zuviel Erbarmen in der Welt als zuwenig, zuviel Liebe als zuviel Berechnung. Am klösterlichen Vorbild hat sich auch die Liebesgesinnung der Weltleute entfacht. Ohne selbstvergessene, opferbereite Caritas konnte sich das Frühmittelalter schließlich keinen Heiligen denken; so wesentlich gehörte Caritas zum Stil des frühmittelalterlichen Menschen und Christen.

Auch andere Seiten des frühmittelalterlichen Lebensstiles wurden vom benediktinischen Kloster her geformt. Der Deutsche jener Frühzeit war noch nicht von einer höheren Sitte geschult. Er war noch ein gut Stück Natur, rauh von Sprache, ungelentk im Verkehr, derb in seinen Gewohnheiten, triebhaft in seinen Lebensäußerungen, unbeherrscht in Essen, Trinken, Liebe, stets bereit, Beleidigung und Beeinträchtigung mit Gewalt zurückzuweisen, mit Gewalt auch zu nehmen, was man seinem Begehren vorenthielt. Wie ganz anders benahmen sich diese schwarzen Mönche, wenn man sie so sah bei ihrem feierlichen Gottesdienst, bei ihrer Feldarbeit, bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten, im Umgang mit ihren Gästen, ihren Hörigen. Hier war alles Beherrschtheit, Maß, Würde, Ordnung, Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren, der Brüder unter den Abt, aller unter die Vorschriften der Regel. Dieses beherrschte und dabei sichere Benehmen konnte seinen Eindruck auf die Laienwelt nicht verfehlen. Zuviel Willenskraft lag hinter ihm. Als Zöglinge benediktinischer Schulen wurden zudem die Söhne und Töchter vieler edler oder freier Familien an benediktinische Lebensart gewöhnt. Durch die Gebetsverbrüderungen, von denen wir noch zu reden haben, nahmen viele Laien

geistig am Leben der Mönche teil. So wird es uns nicht wundern, auch im äußeren Auftreten des Deutschen mehr und mehr eine gewisse Zucht, Beherrschung, Sittigung zu beobachten, die freilich nicht in jedem Fall echt, d. h. Ausdruck einer gewandelten inneren Haltung sein muß. Aber es wird nun auch in Laienkreisen Sitte, seine Unwürdigkeit zu beteuern, wenn man zu einem höheren Amt berufen wird. Es gehört sich nun, mit Ausbrüchen des Schmerzes, des Zornes, der Freude an sich zu halten. Man schweigt wie der Mönch. Man beugt das Knie und vergißt Tränen der Reue, wenn man vor seinem Herrn ein Unrecht abzubitten hat. Auch der Höchstgestellte wirft sich, will er eindringlich etwas erlehen, auf den Boden, wie Heinrich II. auf jener Frankfurter Synode vom Allerheiligentag 1007, als er die Zustimmung der versammelten Bischöfe zur Errichtung des Bamberger Bistums erreichen wollte. Auch der Höchstgestellte erscheint, will er Sühne leisten, barfuß und im Büßergewand vor der kirchlichen Obrigkeit. Der Mann bezeugt dem Höheren, dem Älteren, der Frau Ehrfurcht. Die in der ritterlichen Gesellschaft so hochgefeierte Tugend der „Maze“ war bereits in St. Benedikts Regel („omnia autem mensurate fiant“) vorgeschrieben und im Kloster vorgebildet. Die edelste und segensreichste Frucht der Sittigung des mittelalterlichen Menschen wird immer die „*Treuga Dei*“ bleiben, zu der der hochgemute Geist von Cluny drängte und befähigte und der sich schließlich auch deutsche Könige und Ritter verschrieben. Der Friede, der innerhalb der Klostermauern Lebensatem war und der die wilden und von der Wildheit so sehr bedrohten Gemüter übermächtig anzog, schickte sich an, in die Welt zu ziehen. Freilich — er fand hier keine bleibende Heimstatt.

Im Frieden des benediktinischen Klosters erwachte auch die deutsche Wissenschaft. Ihre Erweckung und ihre erste schöne Blütezeit, die noch im 8. Jahrh. einsetzte und bis ins 12. währte, ist nahezu ausschließlich geknüpft an Männer und Stätten benediktinischer Observanz. Immer wird das Auge des Historikers mit Freude und Bewunderung auf jenen frühlingsfrischen Jahrhunderten ruhen. Das war die Zeit der universalen Geister vom Schlag eines Hrabanus Maurus, der heute noch den Ruhm genießt, der erste deutsche Gelehrte gewesen zu sein, eines Notker Teutonicus, dem man nachsagte, seit Menschengedenken habe es keinen gelehrteren Mann gegeben als ihn („*nostrae memoriae hominum doctissimus*“). Das war die Zeit jener unendlich fleißigen benediktinischen Geschichtsschreiber, deren Namen der Historiker gleichviel welcher Richtung mit Dank und Ehrfurcht nennt, weil sein eigenes Forschen und Wissen zu einem wesentlichen Teil auf ihrem Grund baut — Rudolf von Fulda, Regino von Prüm, Widukind von Korvey, Hermann der Lahme von der Reichenau, Ekkehard IV. von St. Gallen, Lampert von Hersfeld, Bernold von Konstanz, Frutolf von Michelsberg, Ekkehard von Aura, Theodorich von Echternach, Arnold von Lübeck, Otto von St. Blasien, ein paar nur aus der kaum übersehbaren Schar jener schwarzen Mönche, die mit hingebungsvollem Fleiß und ehrfurchtstiefem Sinn Weltchroniken, Klosterannalen, Stammesgeschichten, Heiligenleben schrieben. Das war die Zeit jener Benediktinertheologen, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, sich und ihren Mitbrüdern das Verständnis des biblischen Wortes, der Lehrüberlieferung der Väter, der Satzung der Kirche zu erschließen,

die Zeit eines Williram von Ebersberg, eines Regino von Prüm, eines Hrabanus Maurus, auf dem man in beinahe jeder Spalte der Wissenschaftsgeschichte stößt. Auch in der Geschichte der Naturwissenschaft, wenngleich ihm hier den Rang später streitig gemacht hat seine vielbewunderte Ordensgenossin Hildegardis vom St. Rupertsberg, die man unbedenklich als die Begründerin einer wissenschaftlichen Naturgeschichte in Deutschland ansehen darf. Mag die Wissenschaft all dieser Geistespioniere auch vorwiegend sammelnd, bewahrend, abhängig von Autoritäten gewesen sein, jedes geistige Werden muß einmal durch diese Periode der Schulung hindurchgehen, und da und dort, so eben bei St. Hildegardis, sehen wir bereits das selbständige Fragen und Antworten am Werk.

Zu ganz besonderem Dank fühlt sich den Benediktinern jener Tage die deutsche Sprach- und Literaturgeschichte verpflichtet. Bei ihnen müssen wir uns befragen, wollen wir über die Gestalt der althochdeutschen Sprache etwas wissen. Und wenn wir die Entwicklung des Althochdeutschen zur Kultursprache verfolgen, stoßen wir ebenfalls immer auf sie. Es waren die Forderungen der Seelsorge und des Unterrichts, die die Benediktiner veranlaßten, sich mit der Sprache des Volkes zu befassen. Dem Volk hatten sie die Wahrheiten des Christentums und den Gebetschatz der Kirche zu vermitteln. Das ging nur in seiner Sprache. Die deutschen Schüler, die man ihnen in die Schule schickte oder als Oblaten übergab, hatten sie mit dem Latein vertraut zu machen. Latein mußten auch jene Deutschen lernen, die, schon erwachsen, Mönche werden wollten. Denn Latein war die Sprache der Liturgie. So hieß es Brücken schlagen vom Lateinischen zum Deutschen. Die ersten dieser Brücken waren die Verbalglossen, in der Weise angelegt, daß über lateinische Wörter die entsprechenden deutschen geschrieben wurden oder daß regelrechte Wörterbücher, sei es in alphabetischer, sei es in sachlicher Anordnung hergestellt wurden. In Bayern entstand um 800 bereits eine Art Handwörterbuch für Reisende, die aus dem romanischen Westen oder Süden Deutschland aufsuchten; eine Fuldaer Handschrift hat uns dies kulturgeschichtlich wertvolle Reiseglossar aufbewahrt. Mit deutschen Glossen wurden besonders häufig die biblischen Bücher versehen, des weiteren die kirchlichen Kanones, dazu einzelne vielgelesene Väterchriften, wie die des großen Gregorius, oder antike Dichtungen, wie Vergilius. In Fulda, St. Gallen, Reichenau, Murbach, St. Emmeram, Tegernsee, Benediktbeuern, Werden a. d. Ruhr ließ man sich diese damals immerhin noch recht mühsame Arbeit besonders angelegen sein. In den gleichen Klöstern machte man sich dann auch an die Übersetzung ganzer lateinischer Stücke. Immer mutiger schritt man nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten auf diesem Weg vorwärts. Übersetzte man zuerst die sog. Tauffragen, d. h. jene Fragen, die vor Spendung der Taufe an den Täufling gerichtet wurden, weiter das Vaterunser, das Apostolische Glaubensbekenntnis — die frühesten Übersetzungen dieser beiden wichtigen Stücke sind uns aus St. Gallen (um 790) überliefert —, Erklärungen des Vaterunser — in Weißenburg ist eine solche um 790 entstanden —, Beichtformeln, so machte man sich in Murbach (?) um 770 bereits an die Verdeutschung der Schrift Isidors von Sevilla „De fide catholica contra Judaeos“, in Reichenau zu Anfang des 9. Jahrh. an die Benediktinerregel, an ambrosianische Hymnen, in St. Gallen (?) zur selben

Zeit an eine Übertragung des Psalteriums. Eine Mondseer Handschrift aus dem Beginn des 9. Jahrh. enthält u. a. die Übersetzung einer Predigt St. Augustins. In Fulda entstand zu Hrabans Zeit, vielleicht sogar auf seine Anregung hin, eine Übersetzung der Evangelienharmonie des Syrrers Tatian. Von ihr wie auch von Hrabans Matthäuskommentar zeigt sich die sächsische Helianddichtung beeinflusst, so daß man annehmen darf, der Helianddichter habe in Fulda seine Schulzeit verlebt. Fulda hat auch das Verdienst, das Hildebrandslied (um 800) aufgezeichnet zu haben, wie eine St. Emmeramer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jahrh. das christliche Weltuntergangslied (Muspilli) und eine Wessobrunner Handschrift aus dem Anfang des 9. Jahrh. das christliche Welterschöpfungslied, das sog. Wessobrunner Gebet (P. Suso Brechter O.S.B. glaubt als Heimat der Handschrift Kloster Staffelsee erweisen zu können), überliefert hat. Den Höhepunkt der Übersetzungstätigkeit stellt nach Zahl und Gehalt und Bedeutung jener St. Gallener Mönch dar, dem man aus diesem Grund seinen Beinamen gegeben hat, Notker Teutonicus (geb. um 950, gest. 1022). An die schwierigsten Texte wagte sich sein Übersetzungseifer heran. So übertrug er, vornehmlich im Dienst des Unterrichts, des Boethius 5 Bücher „De consolatione philosophiae“, des Aristoteles Kategorien und Perihermeneion, des Martianus Capella Roman „Hochzeit des Mercurius mit der Philologie“, Catos Distichen, Vergils Bukoliken, dazu das Psalterium und den Jobkommentar Gregors des Großen. Es kostete keine geringe Mühe, deutsche Bezeichnungen für die vielen philosophischen Fachausdrücke der Antike zu finden. Die Germanisten und die Latinisten sind sich aber einig, daß Notker der gewaltigen Schwierigkeiten in überraschender Weise Herr geworden ist und daß er mit seinem kühnen Unterfangen der Entwicklung und Verfeinerung der deutschen Sprache einen einzigartigen Dienst erwiesen hat. Einen Nachfolger hatte Notker Teutonicus in dem Ebersberger Abt Williram, der um 1060 das Hohelied in leoninische Hexameter umgoß und dazu eine deutsche Übertragung und Erklärung bot.

In der deutschen Dichtkunst hat einen Ehrenplatz der Weißenburger Benediktiner Otfrid mit seinem Gedicht vom heiligen Krist, das an Unmittelbarkeit der Anschauung und Kraft der Empfindung zwar dem Heliand nachsteht — es ist zu viel mit gelehrtem Wissen beschwert, auch nicht in einem Zug niedergeschrieben; aber es gleitet doch weit flüssiger und leichter als der Heliand dahin. Und diesen Vorzug verdankt das Gedicht dem Endreim, den Otfrid durchgehends anwendet. Er ist ja nun wohl nicht seine Erfindung. Aber durch ihn ist er in der deutschen Dichtung heimisch geworden und hat schließlich dem altgermanischen Stabreim das Vorrecht streitig gemacht.

Leichter allerdings als deutsche Gedichte flossen den Mönchen damals lateinische Verse in die Feder. Hier hatten sie Vorbilder an den antiken Dichtern, die sie von Jugend auf studierten. Hier kam ihnen eine lange, kaum unterbrochene Überlieferung zu Hilfe. Hier hatten sie ständige Übung von der Schule her. Denn Verse zu machen wurden die Schüler so gedrillt, daß es beinahe aus dem Stegreif ging. Wie eine kaum überschaubare Flut wogt die Fülle der lateinischen Gedichte und Gedichtlein dahin, die in jenen Jahrhunderten in deutschen Klöstern geschmiedet wurden. Das meiste ist formale Künstelei. Aber doch ragt aus der großen Flut einiges auf, auf dem der Glanz echter Dichtung und unvergänglicher

Jugend leuchtet, Perlen, die die Woge emporgetragen hat. Nach der Reichenau, nach St. Gallen, nach Tegernsee, nach Gandersheim blickt man, wenn man von großer lateinischer Dichtung des frühen Mittelalters spricht. Auf der Reichenau ist's Walahfrid Strabo, der uns in seinem urechter Naturliebe entquellenden „Liber de cultura hortorum“ eine dichterisch reizvolle Schilderung des Klostersgartens schenkt, in der „Visio Wettini“, der Jenseitsvision seines Lehrers Wetti, zum Vorläufer des Dichters der Divina commedia wird, in seinen „Versus de imagine Tetrici“ sogar poetische Kritik an der kirchlichen Weitherzigkeit des großen Karl übt; Ludwig der Fromme sagte ihm mehr zu. In St. Gallen hat der liebenswürdige Notker Balbulus mit seinen flüssigen Sequenzen das Muster für eine ganze Gattung liturgischer Poesie geschaffen. In Tegernsee hat Froumund, der wanderfrohe, witzige Poet, zeitgenössischen Stimmungen Ausdruck verliehen. Dort wurde uns mit dem „Ruodlieb“ der erste Roman des Mittelalters geschenkt, dort wurde der mächtig packende „Ludus de Antichristo“ gedichtet und gespielt, dort sang der „Metellus“ seine Preislieder auf den Klosterheiligen Quirinus, die „Quirinalia“. Der Ruhm Gandersheims und die ansprechendste Gabe des Benediktinerinnenordens ist Hrotsvith, die „erste deutsche Dichterin“, die gestaltungskräftige Dramatikerin, in deren Gedicht vom Fall und der Bekehrung des Vizedominus Theophilus bereits das Faustproblem anklingt. Was in der Dichtung der kommenden Zeit Weltbedeutung erlangt, in den Benediktinerklöstern der deutschen Frühzeit keimt es leise auf.

Den wichtigsten Beitrag zur Grundlegung einer deutschen Kultur leisteten die Benediktinerklöster damals durch ihre Schulen. Der Schule ihre Aufmerksamkeit zu widmen ergab sich aus innerklosterlichen Erfordernissen. Die pueri oblati mußten für den liturgischen Gottesdienst und den Chorgesang herangebildet werden. Außerdem sollten sie die Gezeiten für die kirchlichen Festtage berechnen können. Latein, gründlich Latein, Musik, Astronomie, Mathematik — das mußten daher die Grundfächer der Benediktinerschule werden. Als ein Teil der „artes liberales“ waren diese Wissenszweige — auch Musik galt als solcher — bereits in den Schulen des römischen Reiches gelehrt worden. Das römische System wurde denn auch von den Benediktinern übernommen. Seine Brauchbarkeit war im angelsächsischen Missionsgebiet bereits erprobt. Es konnte daher ohne wesentliche Änderung auf deutschen Boden verpflanzt werden. Mächtigen Ansporn gaben dem benediktinischen Schulwesen des Festlandes Karls des Großen Pfalzschule und vor allem seine „Epistola de litteris colendis“ (zwischen 780 und 800 erlassen), die neben den Kathedralen auch die Klöster verpflichtete, sich der geistigen Ausbildung derer anzunehmen, „die durch Gottes Gnade lernen könnten“. So öffneten sich die Benediktinerschulen auch jenen Kindern, die nicht den Habit beehrten. Neben die „schola interna“ trat die „schola externa“, beide unter der Oberleitung des Magister principalis. Trotzdem die Klosterschulen die Zucht strenger oder, genauer, noch strenger handhabten als die Stifts- und Domschulen, wurden sie doch sehr gerne besucht. Manche Klosterschule hatte zu Zeiten geradezu abendländischen Ruf, vor allem Fulda, wohin Hrabanus Maurus die hohe Tradition seines Meisters Alchvine verpflanzte und wo dann ein ganzes Geschlecht von bedeutenden Schulmeistern heranwuchs, des weiteren die Reichenau, wo Walahfrid

Strabo, der gemütvoll und phantasiereiche Alamanne, und später der grundgütige und geschickte Hermann der Lahme unterrichteten, St. Gallen mit seinen Notkern, Ekkehard, jeder eine Persönlichkeit für sich, voll von Wissen, verständig von Sinnen, reich von Gemüt, auch nicht ohne Humor. Erlahmte einmal ein Kloster im Schuldienst, dann blühte ein anderes auf, als ob es schon auf seinen Anruf gewartet hätte, Tegernsee, St. Emmeram, Hersfeld, Prüm, Korvey. Zumeist lag's ja an einer bedeutenden Lehrerpersönlichkeit, wenn eine Klosterschule zu Blüte und Ruhm gelangte, genau so wie im Zeitalter der Universitäten, deren Glanz die Klosterschulen schließlich in Schatten drängen sollte. Auch die Frauenklöster unterhielten Schulen. Gandersheim und Quedlinburg wurden unter der Leitung ihrer gelehrten Äbtissinnen aus königlichem Geblüt zu weitberühmten Bildungsstätten; in der Quedlinburger Klosterschule ist Hrotsvith herangereift. Wohl war das Ziel des klösterlichen Unterrichts zu einem guten Teil ein formales und kirchliches. Allein die Schüler lernten doch vieles, was sie im Leben brauchten, Urkunden abfassen, Testamente, Verträge aufsetzen, den Verstand für geistige Auseinandersetzungen schärfen, klar und folgerichtig denken, sie wurden mit den Grundgesetzen der Erdmessung vertraut, sie erhielten, soweit es die damalige Wissenschaftslage überhaupt zuließ, Einblick in das Naturgeschehen, in den Aufbau der Erde und in den Lauf der Gestirne. Die ersten Schritte in der Profanwissenschaft wurden versucht, zaghaft, unsicher. Aber immer fester wurde der Schritt — und das nächste Zeitalter erlebte bereits einen Albertus Magnus. Der Schuldienst erforderte eine Vermehrung der klösterlichen Bibliotheken und diese einen Ausbau der Schreibstuben. Es ist eine Kulturleistung ersten Ranges, die damals in den stillen Schreibstuben der deutschen Benediktinerklöster zu Fulda, St. Gallen, Tegernsee, Niederaltaich, Hirsau, St. Emmeram, Seeon, Staffelsee, Reichenau, Benediktbeuern, Wessobrunn vollbracht wurde. Wer die Handschriften, die im frühen Mittelalter aus diesen Klöstern hervorgingen, kennt mit ihrer sauberen, klaren, gefälligen Schrift, ihrem liebevoll gemalten, vielfach hochkünstlerischen Schmuck, ihren mitunter einzigartigen Einbänden, ihrer sorgfältigen Textwiedergabe, der hat nur ein Gefühl für die Schreibtätigkeit dieser Mönche, das der Bewunderung und des Dankes, mag er sich sonst zu den Klöstern stellen, wie er will. Es ist eine zu bekannte Tatsache, als daß man darüber lange zu reden bräuchte: von vielen und bedeutsamen Werken der antiken Denker und Dichter, so von der Germania des Tacitus, hätten wir keine Zeile, wären sie nicht damals von deutschen Mönchen abgeschrieben worden. Und was haben es sich manche Klöster kosten lassen, um aus England oder Italien eine brauchbare Vorlage für die Abschrift eines ihnen wichtigen Werkes zu erhalten! Es glühte echte wissenschaftliche Leidenschaft in diesen Söhnen St. Benedikts. Aber auch in seinen Töchtern; denn auch in Frauenkonventen wurden mit allem Fleiß und aller Geschicklichkeit, deren Frauenhände fähig sind, Handschriften hergestellt, vor allem Psalterien, die ja für den Chor gebraucht wurden. Leukardis in Mallersdorf und Diemod in Wessobrunn können es getrost aufnehmen mit den Sintram (St. Gallen), Trutolf, Timon, Herold (Michelsberg), Ludwig (Wessobrunn), Chuonradus philosophus (Scheyern). Bis zu Tränen gerührt waren die Brüder Pez, als sie 1717 in Wessobrunn die Menge der von Diemod so zierlich geschriebenen Bücher sahen.

Und wie beglückt und stolz waren die Klöster, wenn sich ihr Armarium immer stärker füllte, wenn sich Bibeln, Väterchriften, alte Klassiker, liturgische Bücher aneinanderreiheten, wenn sich gar solche Kostbarkeiten wie der Codex argenteus Ulfilas einfanden (Werden a. d. Ruhr)! Wir begreifen, daß die Mönche ihre Codices an Ketten legten! *Clastrum sine armario castrum sine armamentario, monachus sine libris miles sine armis*, sagte man sich in den Klöstern und leitete daraus die Verpflichtung ab, das geistige Arsenal nach bestem Vermögen zu bestellen. Was man einem Irseer Abt des 18. Jahrh. (Bernhard Beck, 1731—1765) nachrühmte: „*in sumptus praecipue literarios vel maxime prodigus*“, konnte man schon im frühen Mittelalter von vielen Äbten sagen. Kostbare Silbergeschirre gab Abt Bertram von St. Godehard in Hildesheim hin, um Bücher einzutauschen, und dankbar hob er die Hände zum Himmel, wenn wieder ein neues Buch kam. 400 Handschriften zählte die Reichenau bereits zu Beginn des 9. Jahrh. Wenn die Fuldaer Annalen von ihrem großen Abt Hrabanus Maurus berichten, er habe der Bibliothek eine solche Menge von Büchern zugeführt, daß sie kaum gezählt werden könnten, so ist das eine stilistische Übertreibung; allein daß die Fuldaer Bibliothek zu Hrabans Zeiten sehr reich bestellt war, das wissen wir durch Hrabanus selbst und durch die erhaltenen Fuldaer Bibliotheksverzeichnisse. Welche handschriftlichen Schätze die alten Benediktinerklöster bargen, das sieht man aus den Beständen unserer staatlichen Bibliotheken, die sich bei der Säkularisation mit den Codices alter Klosterbibliotheken aufgefüllt haben. Trotz vieler Verluste sind aber heute noch alte benediktinische Klosterbibliotheken Schatzkammern frühmittelalterlicher Handschriften, ein Goldland für die Forscher.

Der Mensch des frühen Mittelalters und gar der Mönch stand zum geschriebenen Wort in einem wesentlich anderen Verhältnis als der spätere Mensch, der nicht mehr wußte, was es Mühe kostet, ein Buch zu schreiben. Für das Empfinden des frühmittelalterlichen Menschen war das geschriebene Wort der Vergänglichkeit entrückt, es hatte gleichsam Teil an der Ewigkeit.

„Nullum opus exsurgit“, dichtete Hrabanus,
 „quod non annosa vetustas
 Expugnet, quod non vertat iniqua dies.
 Grammata sola carent fato mortemque repellunt,
 Praeterita renovant grammata sola biblis“.

Ehrfurcht führte daher dem klösterlichen Schreiber die Feder und die „caelica regna“ hoffte er „pro penna“ einzutauschen. Ehrfurcht schuf auch die Werke der benediktinischen Kunst. Daß die deutsche Kunst unter benediktinischer Hand erwachte und heranreifte, bestreitet wohl niemand. Die Münster von Maria-Laach, St. Michael in Hildesheim, Maursmünster, Alpirsbach, Reichenau, Ellwangen, Brauweiler, Sponheim, Königslutter, Gernrode, Gandersheim reden eine zu wuchtige Sprache. Selbst die Ruinen von Hersfeld, Murbach, Disibodenberg, Hirsau künden noch laut von der Majestät benediktinischer Baugesinnung in deutscher Frühzeit. Noch wuchtiger, noch bezwingender muß die Sprache dieser Denkmäler geklungen haben zu der Zeit, da sie entstanden. Denn solche Bauten hatten die

Menschen jener Tage noch wenige geschaut, jedenfalls nicht in den abgelegenen Gegenden, in denen sich die Mönche niederließen. Hier stand zum ersten Male monumentale Kunst vor ihrem Auge, Kunst, wie für die Ewigkeit geschaffen. Von hier mußte kraftvolle Anregung ausgehen. Gewiß sind diese Bauten nicht ausschließlich Werke klösterlicher Hände. Es werden an vielen von ihnen weltliche Baumeister und Maurer mitgewirkt haben, vor allem auch Klosterhörige. Immerhin wissen wir, daß manches Kloster einen baukundigen Mönch hatte, St. Gallen im 8./9. Jahrh. einen Winithar, einen Tutilo, Tegernsee einen Edemaram, St. Ulrich einen Reginbald, Niederaltaich einen Konrad. Niederaltaichs Mönche standen im 11. Jahrh. überhaupt im Ruf, sich vorzüglich aufs Bauen zu verstehen. Aber war's um Baumeister und Gehilfen bestellt wie immer, die Form gab dem Bauwerk doch der benediktinische Geist. Der aber forderte, daß der Tempel des Herrn aller Herren machtvoll emporrage über jeden anderen Bau, daß sich in seiner Erhabenheit der himmlische Palast spiegle und daß das Gotteshaus vor allem Raum biete für den gemeinsamen feierlichen Gottesdienst der großen Mönchsgemeinde. So wandelte sich unter den Händen der Benediktiner, und gerade der deutschen, das altchristliche Sakralschema folgerichtig zur kreuzförmigen Basilika, bei der der Hauptton auf dem liturgischen Raum (Apsis, Chor, Querschiff, Krypta) lag. Cluny und Hirsau haben diesen Raum entsprechend der Bereicherung der liturgischen Feier noch mehr ausgestaltet. Bei der Bedeutung, die das Benediktinertum im kirchlichen Leben hatte, wurde die benediktinische Bauform schließlich maßgebend auch für bischöfliche und andere Kirchen. Auch das mittelalterliche Klaustrium ist eine Schöpfung der Benediktiner, erwachsen allerdings auf antiker Grundlage.

Ebenso mächtig wie seine äußere Erscheinung muß die innere Ausgestaltung des benediktinischen Gotteshauses Auge und Herz der Menschen jener Tage angezogen und die Hand des Künstlers zur Nachformung angeregt haben, so vor allem die großlinigen, eindrucksstarken Wandmalereien, wie sie Reichenau und Echternach im 10./11. Jahrh., Prüfening im 12. Jahrh. boten; die plastischen Schöpfungen, besonders die erstaunlich kunstreichen Elfenbeinschnitzereien, in denen Tutilo von St. Gallen gefeierter Meister war; die einzigartigen Goldschmiedearbeiten, Reliquiarien, Kronleuchter, Kreuze, Bucheinbände, Kelche, wie sie in vielen Klöstern zu sehen waren, in St. Emeram, St. Maximin/Trier, St. Pantaleon/Köln, teilweise Schöpfungen von klösterlichen Künstlern (Eilbert); die Glasgemälde — St. Emmeram und Tegernsee hatten in diesem Fach einen großen Namen —; die Glocken, wie sie früh schon in St. Gallen durch Tancho gegossen wurden; die Orgeln, die bereits im frühen Mittelalter auf der Reichenau und in St. Gallen die Feierlichkeiten des gottesdienstlichen Geschehens erhöhten. Falls jener Presbyter Theophilus, der Verfasser des vielbenützten kunsttechnischen Handbuchs „*Diversarum artium schedula*“, einer Person ist mit dem Goldschmied-Mönch Rogker von Helmarshausen a. d. Diemel (um 1100) — die Personengleichheit wurde in neuerer Zeit in Frage gestellt —, dann wäre es wieder ein Benediktinermönch gewesen, der das ganze folgende Mittelalter in den Grundbegriffen und Grundfertigkeiten der verschiedensten kunstgewerblichen Zweige unterwiesen hat.

Künstlerisches Gestalten, Unterricht, Wissenschaftspflege, Bücherabschreiben — alles war im benediktinischen Kloster, zum mindesten grundsätzlich, einem letzten Ziel zugeordnet, der „Gloria Dei“. Gloria Dei — Glaube, Dank, Jubel war auch das Beten und Psallieren der Mönche im Gotteshaus. Betrachtete sich die benediktinische Kirche, nachdem einmal die Mission ihre Aufgabe erfüllt hatte, nicht als Leutkirche, die Liebe des schlichten Menschen gehörte doch diesem Gotteshaus, in dem der Gottesdienst weit würdiger, feierlicher, großartiger vor sich ging als in seiner meist recht kleinen und bescheidenen Leutkirche, deren Pfarrer vielleicht nicht einmal richtig singen konnte. Bei Tag und Nacht, zu genau bestimmten Stunden Psalmengesang, Lesungen, Hymnen, Gebete in rhythmischem Wechsel, feierliche Prozessionen, an hochfestlichen Tagen, wie zu Weihnachten, Dreikönig, Ostern, im Anschluß an die Liturgie geistliche Spiele, triumphale Einholung von Heiligmännern, große Gnadentage — was gab es da zu erleben für ein Geschlecht, dessen Tage in ewigem, werktäglichem Gleichklang dahinflossen! Und die Mönche — standen sie nicht, nachdem sie der Welt abgesagt und sich mit Leib und Seele dem Herrn verlobt hatten, dem Himmel mit all seinen Gnaden näher als der gewöhnliche Mensch, näher als der Leutpriester, der so sehr wie sie selbst der harten, unseligen Erde verknechtet war? Wenn der Mönch Gott oder einen Heiligen um Gnade anflehte, wenn er sich aus Erbarmen mit der Not eines anderen ein besonderes Kreuz auflud, wenn er über ein krankes Kind den Segen sprach, wenn die ganze Mönchsgemeinde eine Familie in ihre immerwährenden Gebete und Opfer einschloß, da konnte der Himmel sich nicht verschließen, da mußte man des Heiles gewiß sein! So trachteten Herr und Knecht, Frau und Magd durch irgendeine Gabe, sei es Geld oder Gut, in die „societas“ eines Klosters aufgenommen und in die klösterlichen Verbrüderungs- und Totenbücher, die „libri vitae“ und die „necrologia“, zu dauerndem Gedächtnis eingeschrieben zu werden. Wieviel man auf diese klösterlichen Gebetsverbände gab, sieht man aus dem Reichenauer Verbrüderungsbuch (9. Jahrh.), das bis zu 40 000 Namen anwuchs und neben mächtigen Herren so geltungslose Leute wie leibeigene Mühlknechte verzeichnet. Im 9. Jahrh. bereits eingebürgert, wurden die Gebetsverbrüderungen in kluniazensischer Zeit, im 11./12. Jahrh., zu einer beinahe allumfassenden Organisation und zogen immer mehr Menschen in den Bannkreis benediktinischer Frömmigkeit.

Von den benediktinischen Mönchen lernten daher Geistliche und Laien so recht beten. Dies Gebet war Gemeinschaftsangelegenheit, war Liturgie. Vorwiegend liturgisch blieb denn auch die frühdeutsche Frömmigkeit. Der Laie war weniger Mitwirkender als Teilhaber, Zuhörer, Zuschauer beim Gottesdienst. Allerdings haben die deutschen Mönche die übernommene römische Liturgie nicht als ganz unantastbares Gefüge betrachtet, sondern sie nach ihren Bedürfnissen geändert, sie vor allem mit der Lyrik der Hymnen, Sequenzen, Tropen, Antiphonen bereichert, aufgelockert. Und mancher Hymnus, der erstmals in deutschem klösterlichem Chor erklang, ist zum Gemeingut aller Zeiten geworden. Sooft wir's hören, heute noch erhebt uns das gedankentiefe „Veni, Creator Spiritus“, das wohl Hrabanus Maurus gedichtet hat, das gemühtiefe „Alma redemptoris Mater“, das vertrauensvolle „Salve, regina“ — beide Hymnen wohl auf

der Reichenau beheimatet. Erst jüngst wurde uns auch gezeigt, daß das Gebetbuch für Priester und Laien seine Heimat im benediktinischen Kloster habe.

War die benediktinische Frömmigkeit als „Gloria Dei“ auch wesentlich theozentrisch, sie zollte doch, wie schon die angeführten Hymnen zeigen, den Getreuen des Herrn, den Aposteln, Martyrern, den Heiligen überhaupt reiche Liebe und Verehrung. Auch hier ist ihr die Laienfrömmigkeit gefolgt. Die „*deliciae Benedictinorum*“, Maria, wurde auch den Laien über die Maßen wert. Und freudig hat das deutsche Volk jene Heiligen bei sich aufgenommen, die aus deutschen Benediktinerklöstern hervorgegangen sind, Bonifatius, Willibald, Walpurgis, Magnus, Otmar, Ansgar, Irmengardis, Godehard, Wolfgang, Hildegardis, und ihrer aller Vater und Lehrmeister St. Benedikt, dem sich bereits Kaiser Heinrich II. besonders verbunden fühlte. In vielerart Nöten hat das deutsche Volk zu diesen Benediktinerheiligen seine Zuflucht genommen, in Krankheiten zu Benedikt, Walpurgis, Wolfgang, im Sterbestündlein zu St. Benedikt, „dem Wall wider die Fallstricke Satans“, in den Sorgen um Stall und Feld zu Magnus. Dem Schutz Benedikts hat das Volk gerne die Schulkinder unterstellt. Ihn haben sich auch die Rotgießer und Kupferschmiede zum Patron erkoren. Schirmherr der Schneider und Feilenhauer war Bonifatius, der Hirten, Zimmerer, Holzhauer, Schiffsleute Wolfgang. Bauernpatronin war Walpurgis. Auch St. Benedikt stand im bauerlichen Heiligenkalender; begann doch mit seinem Festtag der Frühling und die Zeit der Bauernarbeit. Länder und Städte haben benediktinische Heilige zu ihren Schirmherrn erhoben. Benediktuspfeffnig, Otmarswasser, Magnusstab, Wolfgangsamulett, Walpurgisöl, Scheyrerkreuz — wie viel Hoffnung und Vertrauen hat das deutsche Volk auf diese benediktinischen Heilmittel gesetzt. Aber auch viele von jenen Heiligen, deren Reliquien damals Benediktinerkirchen bargen, sind unters Volk gegangen. So kommt es, daß wir so seltsame Heilige wie Quirinus, Castulus, Tertulin, Gordian und Epimach als deutsche Kirchen- und Namenspatrone finden, und daß sich mancherlei frommes Brauchtum an sie und ihren Festtag knüpfte. Das Tegernseer Quirinusöl galt noch bis ins späte 18. Jahrhundert herein als großes Heiltum. Zu vielen Benediktinerkirchen haben sich, eben weil sie wundertätige Heiltümer bargen, bereits im frühen Mittelalter Wallfahrten entwickelt, so zu Unserer Lieben Frau in Einsiedeln, zu St. Bonifatius in Fulda, zu St. Sebastian in Ebersberg, zu Udalrich und Afra in Augsburg, zu Quirinus in Tegernsee, zum Heiligen Kreuz in Scheyern, Wiblingen, Donauwörth, zum Heiligen Blut in Weingarten. Mit all dem hat das Benediktinertum die frühmittelalterliche Frömmigkeit wesentlich bestimmt.

Die Pilgerfahrt war dem mittelalterlichen Menschen zu einem guten Teil Buß- und Sühneleistung, ein Opfergang. Sie stand damit im Dienst der seelischen Läuterung, der *Aszese*. Auch hier gab das Benediktinerkloster Weisung und Ansporn. Gewiß war St. Benedikts Stiftung nicht eine Aszetenvereinigung wie das östliche Cönobium. Immerhin — auch der Benediktiner tat sich Abbruch in Speise und Trank, er schwieg zuzeiten, trug einen Bußgürtel, legte sich um seiner Seele willen eine harte Arbeit auf. Wenn der Mönch der Bußleistung und der ständigen Selbstzucht bedurfte, sollte der Weltmensch, der ungleich mehr Gefahren ausgesetzt war,

ihrer entraten können? Sollte er freiwillige Abtötung nicht beinahe nötiger haben als der Mönch, dessen Leben ja ohnedies schon mit Dornen mehr durchsetzt war? Der Laie verstand von Anfang an den stillen Aufruf zur Selbstzucht, der von jedem Kloster ausging. In Zeiten asketischer Hochspannung, wie sie Cluny und Hirsau heraufführten, hörte der Weltmensch fast noch williger als selbst der Mönch den Bußruf. Könige, Bischöfe, Adelige, Frauen, Jünglinge — in jedem Geschlecht und in jedem Stand finden wir Menschen, die sich um ihrer Seele Rettung willen hartes Fasten aufzwingen, Bußgewänder und Bußgürtel trugen, auf nacktem Boden schliefen, einen Stein zum Kissen, die sich unbarmherzig geißelten, der Welt entflohen und als Einsiedler unter den Tieren des Waldes lebten. Bischof Udalrich von Augsburg war nicht der einzige, der gegen Ende seiner Tage den Benediktinerhabit anzog, das Gewand der Buße und der Weltentsagung, zugleich das Unterpfand der Hoffnung auf ein seliges Ende und Gottes barmherziges Gericht. Denn der Weg des Mönches galt als der sicherere Weg des Heiles. Des Heiles teilhaft zu werden war auch dem Laien das Anliegen aller Anliegen, das Ziel aller Erdenmühe, schließlich der Inbegriff aller Kultur. Ja, nicht wenige warfen alles, was nach äußerer Kultur aussah, von sich und wählten ein Leben der Armut und der Verachtung, überboten gewissermaßen noch das benediktinische Ideal. Wohl mit eigenen Augen hat Bernold von St. Blasien gesehen, was er in seiner Chronik zum Jahre 1083 berichtet: In Menge drängten sich edle und gelehrte Leute zu den strengen Klöstern der Kluniazenser und der Hirsauer. Je höher ihr Stand in der Welt war, desto demütigender sollte die Arbeit sein, die sie sich im Kloster wünschten. Mancher, der Graf oder Markgraf gewesen war, hielt es für sein höchstes Glück, in Küche oder Badestube den Brüdern dienen oder auf dem Feld die Schweine hüten zu dürfen. Die Norm der benediktinischen Frömmigkeit war das allerdings nicht. Sie lag mehr auf der humanen Mittellinie.

An die 400 Jahre hatten die Benediktiner das deutsche Volk kulturell geführt. Vergleicht man die deutsche Kultur des ausgehenden 12. mit der des 8. Jahrhunderts, dann kann man ermessen, wie viel sie der benediktinischen Führung verdankt. Nun aber war die Stunde der Benediktiner abgelaufen. Der Schüler war unter ihrer Leitung zur Selbständigkeit herangereift und versuchte, seinen kulturellen Weg allein zu finden. Die Benediktiner hätten auch jetzt noch, im Zeitalter der beginnenden Laienkultur, ihren Einfluß behaupten können. Allein da hätten sie in die Märkte und Städte gehen und Volksseelsorger werden müssen. Das aber glaubten sie vor ihrer Regel nicht verantworten zu können. So traten andere Orden, die diese neue Aufgabe bejahten, an ihre Stelle, die Kanoniker, die Prämonstratenser und vor allem die Mendikanten. Die Benediktiner aber vereinsamten. Das Leben hinter ihren Mauern erstarrte, geistig, künstlerisch, monastisch, und nur wenig trugen sie im 13./14. Jahrhundert zur Entwicklung der deutschen Kultur bei.

Aus dieser Erstarrung riß die Benediktinerklöster oder doch einen erheblichen Teil von ihnen die Reform heraus, die das alte reine Ideal St. Benedikts erneut aufleuchten ließ, das „servitium Dei“ in Gebet und Arbeit. Geistige Arbeit wurde in den Kreisen der Kastler, Melker, Bursfelder Reformer wiederum als unerläßliche Verpflichtung erkannt. Und so fand die

große humanistische Welle, die von Italien her im 15./16. Jahrhundert durch Deutschland ging und das antike Geistesgut erneut aus den Verschüttungen emporhob, in den der Reform erschlossenen Benediktinerklöstern unschwer Eingang. Die reformerische und die humanistische Welle flossen zusammen, sich gegenseitig bewegend und verstärkend. Wiederum entstanden geistige, kulturelle Mittelpunkte in deutschen Benediktinerklöstern, in St. Ulrich, in Tegernsee, Ottobeuren, Melk, Füssen, Benediktbeuern, Weingarten, Wiblingen. Man bemühte sich wieder um sauberes, stilvolles Latein, um Kenntnis des Griechischen und Hebräischen, man knüpfte Verbindung zu den geistigen Größen der Zeit, zu Celtes, Reuchlin, Erasmus, man richtete — so in Ottobeuren, St. Ulrich — Druckereien ein und wagte sich mit Erzeugnissen der klösterlichen Presse auf den damals so reich beschickten Büchermarkt. Auch die klösterlichen Schreibstuben belebten sich wieder, vor allem in St. Ulrich, wo Leonhard Wagner als Schreibe-künstler glänzte, auch in Füssen, Wessobrunn. Man bereicherte die klösterlichen Bibliotheken. Man dichtete frisch drauflos — in Abt Ulrich Stöckel von Wessobrunn (1438—1443) entstand dem späteren Mittelalter einer der fruchtbarsten Rhythmendichter. Man versuchte sich in allerlei gelehrten Werken; manche Mönche, wie etwa Hieronymus von Mondsee, schrieben mehr als der Wichtigkeit ihrer Schöpfungen zuträglich war; aber ein Mann wie Trithemius hatte seiner Zeit doch recht vieles zu sagen. Kurz, Ansehen und kultureller Einfluß des erneuerten Benediktinertums stiegen an.

Dem kulturellen Frühling folgte jedoch kein Sommer. Der Sturm der Reformation riß alle diese Blüten vom Baum. Im Bauernaufstand von 1525 wurden viele Benediktinerklöster aufs schwerste mitgenommen, namentlich auch solche, die sich am humanistischen Geistesleben eifrigst beteiligten, so Ottobeuren, Füssen, Irsee. Manche Klöster schlossen sich der Reformation an, andere wurden durch den Landesherrn der neuen Lehre zugeführt. Das monastische Ideal wurde verhöhnt, grundsätzlich in Frage gestellt. Nur wenige mehr wählten es sich als Lebensweg; Fuldenbach hatte im Jahre 1548 außer dem Abt nur noch vier Mönche. Die Bekenntniskriege des 16./17. Jahrhunderts beengten die Klöster noch weiter, ja brachten manche von ihnen an den Rand des völligen Untergangs. In dem eben erwähnten Fuldenbach befanden sich 1636 nur mehr der Abt und drei Mönche. Um so höher ist es anzuschlagen, daß auch in diesem dunklen Jahrhundert die Fackel der Kultur in deutschen Benediktinerklöstern nicht erlosch. Wie viel Mühe gaben sich in den Reformationsjahrzehnten die schwäbischen Äbte, eine Hochschule ins Leben zu rufen! Wie freudig hat der Ottobeurer Mönch Nikolaus Ellenbog, damals schon dem Tode geweiht, den Tag begrüßt, an dem sie in den Räumen seines Klosters endlich eröffnet werden konnte! Nichts hat er sehnlicher gewünscht, als selbst noch Schüler zu werden, um seine griechischen und hebräischen Kenntnisse vertiefen zu können. Die Stürme der Zeit gönnten dieser benediktinischen Pflanzung kein Gedeihen. Kraft und Leben und Glanz gewann der benediktinische Hochschulgedanke erst einige Menschenalter später in der Universität Salzburg, die unmittelbar vor Ausbruch des verheerenden Krieges (1617) ins Leben trat. Ende des 16. Jahrhunderts (1591—1597) unterhielt das verhältnismäßig kleine Thierhaupten wieder eine Druckerei.

Und mitten im Krieg — ein prachtvolles Beispiel benediktinischen Wissenschaftseifers! — schrieb der Anhauser Abt Carolus Stengel seine vielen gelehrten Bücher (69 lateinische, 26 deutsche, 20 Übersetzungen zählt man), unbeirrt von den Schicksalsschlägen, die ihn selbst und sein Kloster Anhausen trafen. Ebenso wenig ließ sich sein Weingartener Ordensbruder Gabriel Bucelin in seinen weitreichenden kirchengeschichtlichen und genealogischen Forschungen durch die Ungunst der Zeit behindern. Trotz Pest, Hunger, Krieg und sonstiger Not wandte der Füssener Abt Martinus Stempfle (1614—1661) über 8000 Gulden „pro studiis fratrum et bibliotheca“ auf und vertiefte sich selbst angelegentlich in die Studien.

Männer wie diese stellen die Verbindung her zum *saeculum aureum* benediktinischer Kulturarbeit, das mit dem glanzvollen Zeitalter des Barock zusammenfällt. Am Glanz dieses Jahrhunderts hat der Benediktinerorden, vor allem in Schwaben, Bayern, Österreich, Franken, der Schweiz einen ganz wesentlichen Anteil. An diese Zeit denkt vor allem, wer von benediktinischer Kulturleistung spricht. Und wer sich der Sonne dieser Tage freut, vor dessen Augen stehen die niemals genug gepriesenen Gotteshäuser von Weingarten, Ottobeuren, Ettal, Rott a. Inn, Neresheim, Zwiefalten, Melk, die fürstlich ausgestatteten Prälaturen dieser Stifte, ihre pompösen Kaisersäle, ihre Paradetreppen, die prachtvollen Bibliotheksbauten von Admont, Melk, Göttweig, Seitenstetten, Metten, Wiblingen, St. Gallen mit ihren überreichen Bücherschätzen, die bunt zusammengesetzten Kunstkabinette, die reizvollen Land- und Wallfahrtskirchen (z. B. Vilgertshofen), die Benediktinerklöster in ihrem Patronatsbereich erbauten, die unermüdlich fleißigen Benediktinergelehrten dieser Epoche, Desing, Forster, Gerbert, Mezger, Meichelbeck, Pez, Ziegelbauer, Leutner, Kropf, Zallwein, Schiegg, Ulrich Weiß, Ster, viele davon Mitglieder der Münchener Akademie, wahrhaft Unsterbliche im Reich des Geistes. Sie standen nicht viel unter den Maurinern, die deutschen Benediktiner von damals. Keine der Musen fehlte in dem Olympos, den in diesem 18. Jahrhundert beinahe jedes Benediktinerkloster darstellte. Da dichteten zu Kremsmünster Simon Rettenbacher, zu Wessobrunn Cölestin Leutner, da komponierten Gallus Zeiler zu Füssen und Meinrad Spieß zu Irsee. Da wurde jedes Fest — und wie viele gab es deren im Ring des Jahres! — durch eine pomphaft ausgestattete Komödie oder ein duftiges Melodram der Klosterschüler verherrlicht; denn so ziemlich jedes Kloster unterhielt im 18. Jahrhundert ein Gymnasium, wenn nicht gar eine theologische Lehranstalt. Kremsmünster, St. Emeram, Melk genossen als Schulen besonderen Ruf; Kremsmünster war zudem berühmt durch seine Sternwarte. Es entstanden benediktinische Akademien, 1752 eine *Societas Litteraria Germano-Benedictina*, 1788 eine *Bavarica*.

Die Hauptwissenschaft, die in den Benediktinerklöstern des Barock gepflegt wurde, war nun allerdings nicht die Theologie. Vor sie hatten sich, entsprechend der allgemeinen Zeitströmung, die mathematischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, neologischen Fächer geschoben. So gaben die Benediktinerklöster damals der Welt wohl sehr viel, mehr als je, nicht selten mehr, als sie wirtschaftlich leisten konnten. Aber sie gaben ihr nicht das, was sie ihr auf Grund ihres Berufes und ihrer Überlieferung

in erster Linie zu geben hatten, Weckung des religiösen Sinnes, der sittlichen Verantwortlichkeit, Vertiefung des inneren Lebens. „Decorem domus Dei magnificentissime restituit“ konnten, wie von dem Irseer Abt Bernhard Beck, die Klosterannalen von den meisten Äbten berichten, „decorem interioris hominis“ aber nur von wenigen. In den Klöstern selbst löste sich vielerorts die Zucht; die Lebenserinnerungen des Donauwörther Konventualen Franz X. Bronner geben, auch wenn man Übertreibungen, Verzeichnungen, Verallgemeinerungen abstreicht, doch ein sehr bedenkliches Bild von den Zuständen in dem und jenem Kloster. In Klöstern wie Banz, Neresheim, Fulda konnten daher den rationalistischen Klosterstürmern sogar Bundesgenossen erstehen. Der monastischen Erschlaffung im Innern und dem immer heftigeren Ansturm der aufgeklärten Front von außen fielen schließlich, gleich allen anderen deutschen Klöstern, auch die Benediktinerstifte zum Opfer, trotzdem sie gerade in der Endzeit durch Übernahme von Lehrstühlen an Universitäten der Geisteskultur noch sehr wichtige Dienste leisteten.

Die Säkularisation tilgte den Benediktinerorden auf deutschem Boden nahezu vollständig aus, beraubte damit allerdings auch die deutsche Kultur einer für ihre Erhaltung und Gesundheit seit Jahrhunderten erprobten Kraft. Bereits den Söhnen der Aufklärer kam es zum Bewußtsein, was die deutsche Kultur mit dem Benediktinerorden verloren hatte. Und sie suchten gutzumachen, was diese kurzsichtig und widerrechtlich getan hatten. Bayern, das dem Benediktinerorden so viel an kulturellen Werken verdankte, hat den Ruhm, bereits im 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die ersten Schritte zur Wiederherstellung des Benediktinertums unternommen zu haben. Die Benediktiner hörten den Ruf, den ein hochgesinnter König an sie richtete, kehrten zurück, teilweise sogar an ihre alten verlassenen und verwüsteten Stätten, und seit mehr denn einem Jahrhundert lassen sich's St. Benedikts Jünger wieder angelegen sein, still und unverdrossen an der Prägung der deutschen Kultur, der wirtschaftlichen wie der geistigen und künstlerischen, mitzuarbeiten und ihr vor allem das zu erhalten, was ihre Vorfahren in deutscher Frühzeit dem Volke als höchsten Wert gebracht hatten: eine christlich geläuterte und veredelte Humanitas. Ihr Wort aber unterstützt ihr Leben, in dem sie gerade dieses Ideal zu verwirklichen trachten. Vielleicht ist zu keiner Zeit die Verlebendigung dieses Ideals wichtiger gewesen als heute, wo wir eine deutsche Kultur aufzubauen haben, die sich brüderlich gebend und empfangend eingliedert in eine Kultur von universaler Weite und weltverbindender Fruchtbarkeit.